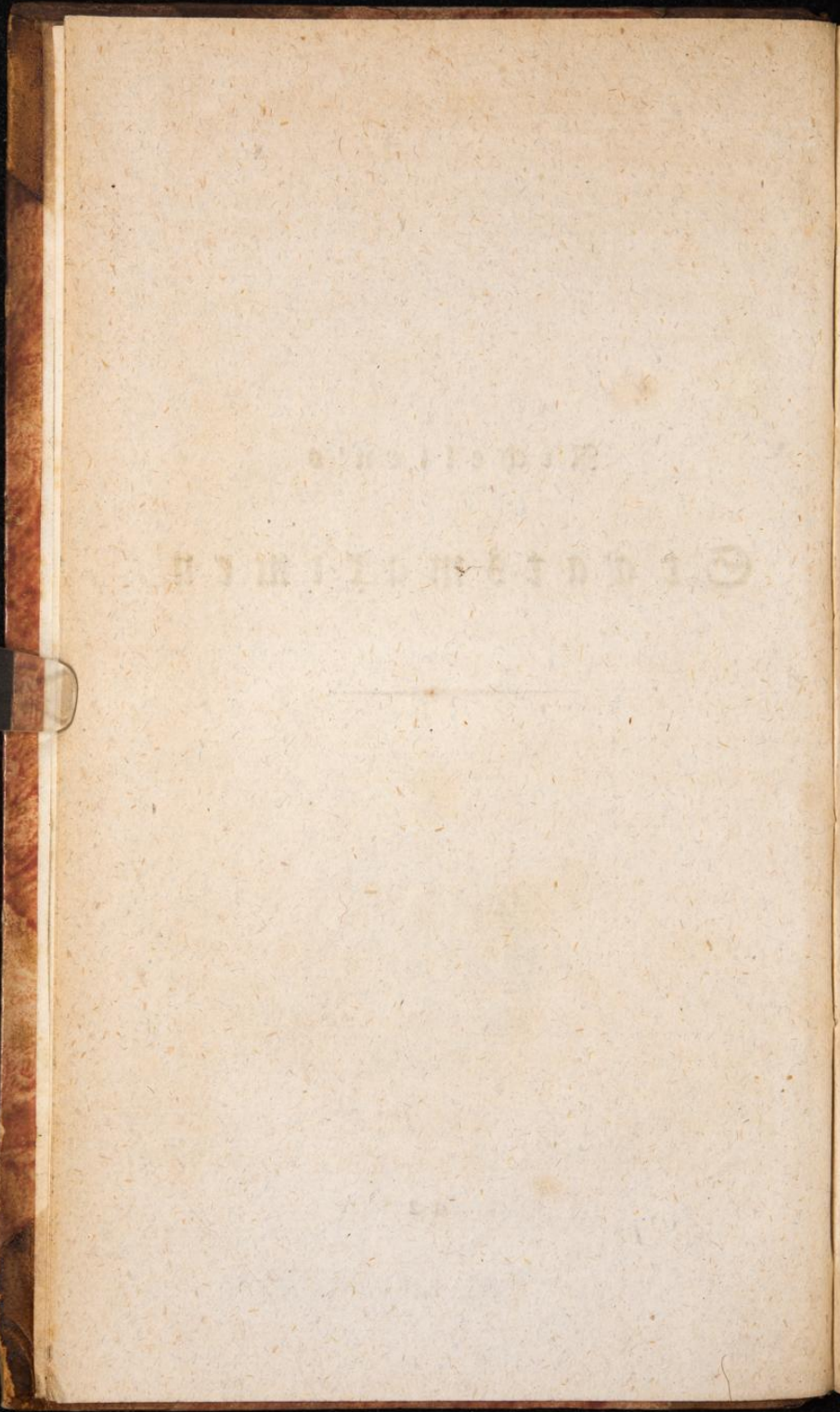


Richelieu's

Staatsmaximen.



E
stehschaf
dem S
sie nie
ter in
men in

Epide,
sich sie
ne. D
altern
musste
Unvern
die ch
Er v
Moch

) S
li

Es ist unlängbar wahr; bis auf Richelieus Ministerschaft „theilten die Hugenotten den Staat mit dem König, die Großen betrugten sich wie wenn sie nie Unterthanen gewesen wären, die Statthalter in den Provinzen handelten gleich Souveränen in ihren hohen Stellen.“ *)

Alle diese Kräfte trieben sich, wie in einem Spiele, gegeneinander. Willkühr und Eigennuß stieß sie fort, List oder Zufall entschied, wer gewinne. Neugehobne Günstlingsfamilien wollten den ältern an Reichthümern gleich kommen, und so mußte Krieg seyn. Ein junger König, keusch durch Unvermögen, bedurfte anderer Zerstreungen, als die alltägliche Hofintrigue schleichend herbeiführt. Er war kränklich und sollte Bewegung haben. Mochten etliche tausende, durch ein Manifest zu

*) Richelieu's Worte im Eingang seines Testament politique.

Feinden gegeneinander gestempelt, sich wechselseitig die Häufe brechen. So gab es was zu rennen und zu treiben. Fünfzig Meilen her brachten ihm Eilboten die Neuigkeit: Ew. Majestät haben gesiegt! und dem Minister: der Staat ist in Gefahr! Bedächtige Fürschritte zum ungesäumten Zusammentreten in geheimnißvolle Präliminar- • Negotiations- • Berathschlagungs- • Sitzungen gaben nun auch der Altklugheit ihre Beschäftigung. Man feilschte und ließ sich feilschen. Ewige Ausöhnung wurde beschworen. Der Staat war gerettet; die Annalisten hatten Großthaten einzutragen und die Hofgelehrten die Zuschriften auszusinnen, durch welche der Siegreiche im Durchfahren seine eigne Expeditionen auf den Triumphbögen kennen lernen mochte. Der Tag der Friedensfeyer brach an, und die treuen Unterthanen, versteht sich die übrig gebliebenen, sahen ein, daß sie ohne den Krieg so ein Fest nicht haben könnten, und -- jubelten.

Alles genoß nun die entbehrte Ruhe desto gemüthlicher, bis etwa einen Großen die Uebellaune an einem unglücklichen Morgen seinem Rivalen in den Weg führte, dessen Nachtschlaf gerade auch nicht in Ordnung gewesen war. Sie entzweyen sich. Der Hof ist in Gährung. Ausgleichungen werden überdacht; Worte gewogen und zu leicht befunden. Das königliche Ansehen wird auf die
Spitze

Spitze gestellt und beleidigt. Morgen ruft Rebellion die Provinzen in die Waffen und nach Monatsfrist stehen die großen Vyspiele der königlichen Verzeihung wieder um den Thron her. Nur der Staatssecretär und der Finanzminister wissen, wie viele Statthalterschaften, Appanagen, Renten und Plätze die neue Ruhe des Staats werth gewesen sey.

Weil niemand sprach, so redeten bisweilen die Parlementer, auch wo sie nicht zu reden hatten, weil dies allein etwa noch zu fehlen schien, daß die Männer des Rechts ihre Rechte mißbrauchten. Kam es gar zu Versammlungen der Stände, so sprachen alle, damit die Krone jeden auf Kosten des andern zufrieden stellen sollte; und hatten sie mehr gesprochen, als die Krone selbst auf diese Weise vermochte, so gab es ja noch Raum, das neue Dolieren (*doléances*) den alten Acten ruhig beizulegen.

Wider dieses endlose Spiel aller Staatsübel gegeneinander, so sagen Richelieu's Lobredner, hat dieser des Grossen Heinrichs Hülfsmittel in volle Wirkung gesetzt. Seine Ministerschaft, erwidern die Catone der Staatskunst, hat den Spielen der Willkühr ein Ende gemacht, um die höchste Willkühr des Thrones werthätig in ein System zu bringen.

Jene Behauptung kann die unlängbarsten Thatfachen für sich aufstellen. Wo Heinrich der IV. hatte aufhören müssen, da begann Richelieu. Nur Ein Unterschied ist Ursache, daß der Vollen- der von Heinrichs edlen Planen in der Geschichte doch bloß als der unedle Stifter planvoller Gewaltthaten unvergeßlich seyn kann. Heinrich starb über den Zurüstungen zu einer wohlthätigen Umbildung der ganzen Lage Frankreichs. In diesem durch die unerschöpfliche Lebhaftigkeit seiner Bewohner unaufhörlich bewegten Staate war bis dahin nichts in der Regel, als daß nach kleinen Fristen herrschsüchtiger Einfluß des gedoppelten spanischen Hauses mit dem Ehrgeiz, Eigennuß und der Laune der Großen, und mit dem rückwirkenden Freyheitsdrang des Mittelstands im Bunde, welcher durch Religionsfragen zum Fragen überhaupt geweckt war, alle Kräfte des Staats ausübste und gegen einander jagte. Es war Charakter des Zeitalters geworden, daß sich das Ganze durch seine Theile zerrütten müsse, damit die übriggebliebenen in den Zwischenzeiten gefesselt in die Reste sich theilen könnten.

Selbst unter gefahrvollen Erfahrungen dieses Drucks und Gegendrucks aufgewachsen, hatte Heinrich Mitgefühl mit jeder Classe seiner Unterthanen bis auf den erkämpften Thron mitgebracht. Um gründlich helfen zu können, bedurfte es gesam-
melter

melster neuer Kräfte, mit langsamer Eile bereiteter und gesicherter Mittel. Planmäßig mußte von Außen nach Innen gearbeitet werden. Und deswegen war Er gerade auf dem Wege, um die auswärtige Macht, welche nicht zufrieden, seine Staaten von den Pyrenäen, von Italien und von dem Rhein her zu umschließen, sich selbst vielmehr durch Herrschaft über das dazwischen liegende Frankreich einen ununterbrochenen Zusammenhang ihrer ungeheuren Ausdehnung erzwingen wollte, jetzt auf ihrem Boden anzugreifen, nachdem ihre Heere und Cabalen ihn so lange blos im Innern seines Reichs beschäftigt hatten. Wäre Er nur erst des auswärtigen Einflusses los gewesen, wie bald würden alsdann seine Magnaten aus Rivalen der Krone wirkliche Stellvertreter der gesetzlichen Königsmacht geworden seyn. Nicht länger wäre Frankreich genöthigt gewesen, sich selbst, so oft es den Statthaltern gefiel, Provinz für Provinz, Burg für Burg zu erobern oder auf neue zusammen zu kaufen. Die Monarchie würde durch den heiligen Zweck des gemeinschaftlichen Wohls einen republikanischen Geist erhalten und der Mittelstand sein Bestreben unnütz gefunden haben, die Form einer Republik an ihre Stelle zu setzen. Hätten die Misvergnügten keines Vorwands mehr bedurft, so würde man bald sonnenklar gefunden haben, daß, wer sich auf der Erde

zufrieden befindet, durch die Religion sein Wohl befinden für den Himmel ohne Groll und Fehde gegen die irdischen Mitbewohner zu sichern habe. Und erst mit diesem Hinsterben der Anarchie hätten alsdann feste Vorschriften für die Gerechtigkeit, Ordnung in den Staatsbedürfnissen und Einnahmen und wahre Sicherheitsanstalten gegen fremde Gewalt ins Leben hervortreten können, ohne ferner durch die Menge der Gesetze die Gerechtigkeit zu erdrücken, durch die Staatserhaltung die meisten Staatsmitglieder zu erschöpfen und durch kriegerische Sicherung des Eigenthums die Früchte des theuren Friedens aufzubreuchen.

Eben diesen vierfachen Feind des Wohls von Frankreich sah auch Richelieu's durchdringender Geist. Ueber die ungeheure Zerrüttung aller Theile der Staatsverwaltung im Innern, die nächste und drückendste Beschwerde aller Einzelnen in diesem großen, von der Natur zu selbstständigem Glück bestimmten Umkreis, konnte der wahre Regent nur alsdann Herr werden, wenn er erst das Ganze mit Kraft so zu lenken vermochte, daß die Menge der Magnaten nicht über ihre Rechte und Verdienste steigen, der Mittelstand nicht unter sie herabgedrängt werden und keine Kirchenparthie die andere ihrem Klerus und dem Dämon der Faktionen zum süßen Geruch hinopfern konnte.

Collz

Sollten aber je die Triebfedern der Regierungskunst so vielen und so alten Hemmungen widerstehen, so mußte wenigstens keine fremde Hand in die Maschine eingreifen. Alles dies wollte Richelieu so gewiß als Heinrich der IV. — Nur wozu? und wodurch die große Umschaffung? Dies waren für Beide die unendlichen Divergenzpunkte.

Heinrich arbeitete nicht für seine Person, sondern für die Erhabenheit des Throns, den er auf seine Nachkommenschaft bringen und für diese durch den Wohlstand der Untergebenen sichern und erheben wollte. Höher als alles im Staate muß dieser stehen, damit der Geber und Vollstrecker der Gesetze alles übrige in stufenweiser Unterordnung überschauend und entscheidend. Wer ihm gleich stünde, würde ihn zum Kampfe reizen und den, welchem alle Partheyen mit gleichem Vertrauen als dem Partheylosen sich nähern sollen, selbst Parthey zu werden zwingen.

Für den Premierminister Ludwigs des XIII. war selbst des Throns Erhabenheit nur Mittel zur persönlichen Erhebung. Niemand sollte mit dem Thron, aber auch der Thron selbst nicht mit seinem ersten Diener rivalisiren. Nicht damit Gesetz und Ordnung über alles gälte, sollte man sich vor dem Throne beugen, den Er stützte. Nur deswegen
muß.

mußten alle; Partheyen zum Verstummen gezwungen werden, damit der Thron für ihn allein partheyisch seyn könnte. Große Unternehmungen mußten für diesen Zweck geschehen; und Richelieu war der Geist, welcher sie nicht wagte, sondern berechnend mit ununterbrochener Beharrlichkeit das Vorherbestimmte zur Wirklichkeit brachte. Auch viel vortreffliches, viel unentbehrliches war unter dieser Summe großer Erfolge. Aber nicht, weil es Staatsbedürfnis und treflich war! Nicht gut, nur groß mußte es seyn, um den Einen größer zu machen, als irgend einer im Staate seyn darf, wenn der Staat selbst etwas seyn soll. Auch das niedrigste ward groß, wenn es Mittel für diese Allgewalt wurde.

In diesem Sinn hatte Richelieu dem König, welcher für ihn das einzige unentbehrliche Organ werden sollte, gelobt: der Hugenotten Parthie zu ruinieren, der Großen Uebermuth niederzudrücken, alle Unterthanen zu ihrer Schuldigkeit zurückzuführen und seinen Namen — den Namen eines Ludwigs des XIII.! — unter allen fremden Nationen auf den Punkt, wo er seyn sollte, zu erheben *).

Auch

*) Je promis à votre Majesté d'employer toute mon industrie et toute l'autorité, qu'il lui plaisoit

Auch in Heinrichs des IV. Seele lag ein Gelübde über gleiche Gegenstände. Aber mit welcher Verschiedenheit der Gefühle! Er, welcher jedem Bauer so gerne das Huhn in den Topf besorgt hätte, dachte sich, statt des „Ruiniereus“ ein Aufheben der Partheysucht durch gerechte Gleichstellung, statt des „Niederdrückens“ ein Unterordnen. Nur durch Sicherung der Rechte und durch Stillung der Bedürfnisse, wußte er, würden Unterthanen zur Willigkeit für ihre Pflichten zurückgeführt. Und ihm würde die „Nennung seines Namens“ unter beyden Polen wenig wehrt gewesen seyn, wenn er sich selbst hätte sagen müssen, daß man, wenn er noch so oft genannt werde, bey seinem Namen nicht den selbstthätigen, genialischen Helden und Staatsmann denken würde, der Er war. Richelieu's Gelübde, von unbegrenzter Selbstsucht eingegeben, hatte blos im Verstande seinen Sitz; an Heinrichs Planen behielt Herz und Kopf gleichen Antheil.

Durch welche Thaten und Unthaten Richelieu (seit 1624) sein Gelübde ausgeführt habe, bis endlich

me donner, pour ruiner le parti Huguenot, rabaisser l'orgueil des rands, Greduire tous les sujets à leur devoir et relever son nom dans les nations étrangères au point, où il devoit être. Richelieu Testament politique. Ch. I. p. 2. (Amsterd. 1688. 12.)

lich (gegen 1642) in ganz Frankreich — vom König bis auf die Teufel zu Loudun hinab — alles nach dem Winke des Kardinals, welcher selbst kaum noch auf seinem Siechbett athmete, reden oder verstummen mußte; dies ist weltkundig. Aber nach welchen Maximen er diese Alleingewalt errungen habe, verdient in einen Ueberblick gebracht zu werden, da er selbst sie darzulegen keinen Anstand genommen hat. Er konnte dies. Denn man muß staunen, wie viel richtiges und unverbesserliches dieser helle Verstand in der höhern Staatskunde durchschauert und in seiner merkwürdigen Hinterlassenschaft an Ludwig den XIII. klar gemacht hatte, was doch alles nur der möglichsten Begründung seines Unglücksystems fröhnen mußte, weil es ihm blos als Mittel galt und dem allverschlingenden Götzen des raffinirtesten Egoismus hingeopfert wurde. Man sieht und erstaunt, wie der abscheulichste Zweck von der Rechtschaffenheit nicht blos den Schein, sondern selbst eine ganze Reihe von Hilfsmitteln zu borgen gezwungen ist. Nur durch diese gelingt die Verbindung vieler Kräfte zum gewagten Plane des Verbrechens und gerade, weil dieses der Mitwirkung von Recht und Treue nicht entbehren kann, bedarf man auch nur der Zeit, um durch die zum Mittel für das Laster herabgewürdigte Rechtschaffenheit das Laster selbst vom erstiegenen Gipfel herabgestürzt zu sehen.

Nirgends liegt das Gift von Richelieu's Staatsmaximen so offen da, als in seinem Abschnitt über das Volk *). Alle Staatskundigen, so beginnt der Sprecher der Despotenpolitik, alle Staatskundigen stimmen darin überein, daß, wenn die Völker allzuviel Wohlstand hätten, man sie unmöglich in den Schranken ihrer Schuldigkeit erhalten könnte.“ Da es für dieses Allzuviel keinen Maasstab giebt, so dürfte für all jene Staatskundige der bequemste Gegensatz dieser seyn: je weniger Wohlstand unter der Menge, desto leichter das Spiel, sie in ihrer Schuldigkeit zu erhalten!

R. begründet das Fundament seiner dem Wohlstand der Meisten wörtlich entgegengesetzten Staatskunst durch Halbwahrheiten: „Das Volk ist weniger cultivirt und unterrichtet als die andern Stände; nur eine gewisse Nothwendigkeit kann es den Regeln unterworfen erhalten, welche man ihm doch — nach der Vernunft und den Gesetzen vorschreiben muß.“ Wie „sehr unterrichtet“ R. war! Zwang wird in seiner Sprache eine gewisse Nothwendigkeit. Noth und Mangel sollen nur dem Allzuviel des Wohlstands abhelfen. „Wären die Völker frey von

*) Chap. IV. Sect. V.

von Abgaben (S. 180) so würden sie bald denken, auch vom Gehorsam frey zu seyn.“ Er „weiß, (S. 181) daß — mehrere Regenten ihre Staaten und Unterthanen ins Verderben gestürzt haben, weil sie zu ihrer Erhaltung die nöthigen Kosten, aus Furcht, das Volk zu drücken, nicht aufzubringen wagten.“ Solche Seltenheiten von Schonung, welche nur Richelieu aus der Geschichte wußte, hätten wohl ein Paar Belege verdient.

Es ist sehr gewiß: „die besseren Regenten wären diejenige nicht, welche nicht, was nothwendig ist, erheben wollten.“ Auch giebt R. weiterhin selbst den Wink, daß der König „in Nothsfällen lieber des Ueberflusses der Reichen sich bedienen, als die Armen außerordentlich bluten lassen solle“ und macht, nach seiner Weise durch Gleichnisse das Gesagte einzuprägen, die Sache dadurch anschaulich: daß „der Verwundete, wenn das Herz zu viel Blut verliere, nicht früher von den untern Theilen etwas an sich ziehe, bis er erst aus den obern geschöpft habe.“ Somit kommt es allerdings in seinem System auch an die „cultivirteren und besser unterrichteten Stände“ gar sehr, und daß etwa diese „allzuviel Wohlstand“ haben möchten, eine solche Ungleichheit wäre auch in seinem Staat am Ende nicht zu befürchten. Ausser ihrer

größ

größern Kultur würde auch bey ihnen jene „gewisse Nothwendigkeit“ eintreten. Denn für die Armen ist gewiß nichts sicherer, um von Abgaben wenig belästigt zu werden, als der Rath des Staatsministers am Ende des Abschnitts: der König werde künftig die eigentliche Substanz seines Staats aus den Generalverpachtungen der Finanzen (*les fermes generales*) ziehen können, welche — die Reichen mehr als die Armen träfen. Denn „je weniger diese verzehren, desto weniger hätten sie zu den Einkünften beyzutragen.“

Gerade diese endliche Gleichheit in Erschöpfung der „eigentlichen Substanz des Staats“ aber ist das schreyende Resultat dieses wohl berechneten Systems der Allgewalt. In ihm ist Gehorsam nicht Mittel, sondern Zweck. Vernunft zwar und Gesetze werden als das genannt, wofür durch jene gewisse Nothwendigkeit Gehorsam gesucht werden müsse. Aber gerade für diese Gebieter erwächst der unverbrüchlichste Gehorsam aus vermehrter Kultur, aus verbessertem Unterricht, aus möglichst befördertem Wohlstand. Richelieu's Volk hingegen soll gehorchen, damit es gehorche. „Man muß es (S. 180.) mit den Maulthieren vergleichen, sagt der Gleichnißfreund, welche, ans Lasttragen gewohnt, sich durch ein langes Ausruhen mehr als durch die Arbeit verderben. Nur muß auch die Last mit den Kräften dieser Thiere im Verhältniß stehen.“ —

b

Gieb,

Gieb, um zu geben; doch sollst du nicht allzuviel mit einem mal geben, damit du desto mehr und länger geben kannst. Dies ist Richelieu's Quintessenz, sobald man noch den letzten Zweck hinzusetzt: Geben aber muß von euch jeder, so viel er irgend kann, damit Ich seines Unvermögens, ungehorsam gegen mich zu seyn, gewisser werde.

Aber nein doch! Nur gegen die Vernunft sollte ihr nicht ungehorsam zu werden vermögen, sagt das Orakel der Politik. Ein eigenes Kapitel *): daß die Vernunft (la raison) die Regel der Staatsverwaltung seyn müsse, giebt hierüber die nächsten Aufschlüsse.

„Das Licht der Natur — beginnt der Kardinal, welcher die Schule nie verläugnen konnte — zeigt einem jedem, daß der Mensch vernünftig zu handeln fähig, auch nichts anders, als durch Vernunft thun solle“. — Zugegeben! Dies ist's, was wir alle wünschen. Aber die Sophismen beginnen immer von Wahrheiten. „Je erhabener Einer ist, desto mehr soll er auf dieses Vorrecht (privilege) halten.“ Die Vernunft ein Vorrecht, ein Privilegium? Wohl! etwa für den Menschen gegen die Thiere? Man höre. Es giebt ja solche, die
über

*) II. Partie Ch. II. p. 8.

über alle andere groß und erhaben sind. „Folglich,
 „wenn ein Mensch mit Allgewalt vernünftig ist, so
 „soll es mit Allgewalt die Vernunft herrschend
 „machen *). Dieser Satz fordert, nicht bloß daß
 „der Souverän Vernünftige nichts anders als
 „nach der Vernunft thue, sondern er verpflichtet ihn
 „auch, zu bewürken, daß alle, die unter seinem Anse-
 „hen stehen, sie verehren und ihr pflichtschuldigt
 „Folge leisten. Er soll allerdings nichts als was
 „vernünftig und gerecht ist wollen, aber was er auf
 „diese Weise will, das muß er auch ausgeführt se-
 „hen wollen. Denn würden seine Befehle nicht
 „mit Gehorsam befolgt, so wäre Er selbst Ursache,
 „daß die Vernunft nicht mit Allgewalt herrschte.“
 (la raison ne regneroit pas souverainement).

Was ist bündiger, als diese Schlusskette, um
 nichts als Ketten zum Gebrauch für die allgewaltige
 Vernunft daraus zu schmieden, welche ja wohl die
 privilegirteste, höchste Vernunft seyn muß, so ge-
 wis sie die Allgewaltige ist, und welche sogar die
 Pflicht hat, allgewaltig zu seyn, bloss damit sie die
 allgewaltige Vernunft sey.

Eine Kleinigkeit möchte einen Unterschied ma-
 chen. Alle Menschen können und sollen vernünftig
 seyn.

b 2

seyn.

*) „Si l'homme est souverainement raisonnable, il doit souverainement faire regner la raison.“

xx Richelieu's Staatsmaximen.

seyn. Einige sind Souveräne. Folglich — würden die Pedanten schließen — können und sollen die Souveräne vernünftig seyn. Der Premierminister Ludwias des XIII. — *welch eines homme souverainement raisonnable!* — macht die Schlußfolge: Folglich sind einige Menschen — souverän vernünftig. Nur zur Unzeit könnte sich Schulphilosophie um diese Distinktion mit dem Manne streiten wollen, welcher selbst Stellvertreter eines souverän-Verständigen gewesen ist. Eine solche Pedanterey von Logik wäre gerade der unleidlichste Gegensatz von dem — Gehorsam, welcher hier sogar demonstriert ist.

Vollendet ist das Recht der Souveränvernünftigen, wenn man sich überdies erinnert, daß gewisse Politiker sogar eine eigene Art von Vernunft, die Staatsvernunft (*raison d'état*) besitzen. Für Richelieu gewiß war es Unmöglichkeit, an eine andere zu denken.

Das wahrste und nützlichste, was in dem politischen Vermächtniß gleichsam aus der Gruft dieses Staatsvernünftigen zurück erschallt, erhält durch diese Grundsätze seine Deutung und Beschränkung. Gehorsam gegen den Souveränvernünftigen ist das höchste Princip des von Richelieu in Wort und That aufgedrückten Staatssystems. Die Vernunft

nunft hat ihren Werth darinn. Sie dient der Allgewalt.

Wirklich der Vernunft sich zu bedienen, ist Richelieu's ernstliche Forderung an den Regenten. Alles, soweit es der Souveränität vortheilhaft ist! „Es ist unmöglich, daß die Unterthanen nicht den Regenten lieben sollten, wenn sie sehen, das all seiner Handlungen Führerin die Vernunft sey.“ Nichts ist mit dieser unverträglich, als die Leidenschaft, deren Vollendung uns oft statt des Körpers den Schatten greifen läßt.“ (S. 9.) „Was er aber einmal — als souveränvernünftig — beschloffen hat, darüber muß er sich Gehorsam verschaffen. Mit Kraft wollen ist bey einem Regenten, welcher Ansehen in seinem Staate hat, gerade so viel als sein Wollen realisiert haben. Unererschütterliche Festigkeit sichert, selbst wenn der Erfolg mißlänge, wenigstens die Ehre.“ (S. 10.)

Im Vorbengehen, da von dem Regenten männliche Gemüthsstärke, Verschwiegenheit und Ordnungsliebe gefordert werden muß, wird der Seitenblick (S. 13) nicht vergessen, daß die „Damen, bequem und nicht verschwiegen nach ihrer Natur, zur Staatsverwaltung wenig taugen. Sie sind der Leidenschaft unterworfen und daher der Vernunft und Gerechtigkeit wenig empfänglich.“ Anna

von Oesterreich etwa zur Regentin zu ernennen, diesen Gedanken sollte Ludwig der XIII. bey dieser Stelle verabscheuen lernen. R. — seiner Uebermacht über Ludwigs bloße Receptivität so gewiß, daß er auch nach seinem Tode ihn noch beherrschen *) zu können voraussetzt, ist dafür so sehr interessiert, daß er ihn nicht einmal die Schlussfolge selbst

*) Dies scheint der Hauptgrund zu seyn, durch welchen R. mit jenem politischen Vermächtniß sich zu bemühen, veranlaßt seyn konnte. Alle Wendungen desselben sind auf das Gemüch eines Prinzen, wie Ludwig XIII. war, berechnet. Gewissen, Gottesfurcht, Ehre sind die Ueberstützung aller Rathschläge. Und zum Trost für die trotzig verzagte Seele läßt er im Hinterhalt durchscheinen, daß zugleich diese Regierungsweise dem Regenten seine Ruhe verbürge. — Diese innern Gründe, verbunden mit so vielen einzelnen eigenthümlichen Ansichten, welchen nachgegangen zu seyn fast zu viel Kunst in einen Unterschieber voraussetzte, bewähren, da keine Gegengründe von Bedeutung bekannt sind, die Richtigkeit des Aussages, welche auch im Styl, durch die Jagd nach Gleichnissen, durch Fragmente kirchlicher Gelahrtheit und durch ein Haschen nach überraschenden Schlussätzen bestätigt wird.

Die Eigenthümlichkeiten dessen, welchem sein Testament gelten sollte, benutzte R. so sehr, daß diese Züge zugleich für den Historiker unentbehrlich sind. Er gewinnt sich den Kränkenden durch die sorgfältigsten Rathschläge für seine Gesundheit (Ch. VI. S. 193) Die mindeste Leidenschaft brachte Ludwigs zerbrechliche Maschine in Unordnung. R. folgert daraus — die unbeschränkte Herrschaft seines Geistes

selbst finden läßt. Dieser Grundsatz allein schon,
setzt er hinzu, schleicht sie von allen öffentlichen Verz

b 4

wals

stes über seinen Körper! — Er war auffahrend. Das geringfügigste, was ihm mißfiel, konnte ihn so sehr aufbringen, daß nur die Zeit solche „Nebel“ zu zerstreuen vermochte. R. sieht hierin das Jugendfeuer, welches nach einer schon 25jährigen Regierungserfahrung (S. 196.) durch das Phlegma des reifern Alters gedämpft werden würde. — Den Krieg, fand der Minister in dieser Periode für gut zu mißrathen, da die jätliche Gesundheit und die Unruhe und Ungebuld, welche Ludwig besonders, wenn er seine Armee anführte, zeige, diesen Zustand für seine Erhaltung gefährlich mache und doch auf der andern Seite die Leichtigkeit der Franzosen kaum anders, als durch die Gegenwart des Königs, in Schranken gehalten werden könne. — Heinrich der IV. bezahlte viel mit schönen Worten. Ev. Majestät, sagt R. S. 198 haben diese Stimmung nicht, sondern eine natürliche Trockenheit (lecherelle naturelle) von Ihrer Mutter geerbt, wie Sie selbst mehrmahls in meiner Gegenwart bemerkt haben.“ Geradezu gesagt, war L. gegen seine Diener bitter und unerkennlich. R. erinnert ihn, daß Wunden der Zunge tödtlicher seyen, als die des Degens, daß kein Adler Fliegen hasche, und der großmüthige Löwe, die schwächern Thiere ungestört lasse. — Endlich deutet R. auch noch auf Ludwigs Schwäche, seinen Günstlingen nichts verweigern zu können (S. 202) und auf seine schwächliche Ungebuld, unangenehme Wahrheiten andern nicht mit Entschlossenheit ganz sagen zu wollen. (S. 203) — Nur in einem Vermächtniß (S. 206) konnte sich alles dies sagen lassen!

waltungen aus.“ Und nur, um nicht allen Wohlstand zu beleidigen, wird nachgegeben: daß keine Regel ganz ohne Ausnahme sey.

Nichts von Weiberregiment! „Ein Reich Gottes zu errichten, sagt, er dem andächtigen Prinzen (S. 4) ist das erste Fundament zum Glück eines Staats.“ Hat der Kardinal durch solche Fundamentalsätze sich nicht für die christliche Moral unsterblich gemacht, so hätte er wenigstens die Eranianisation verdient. Was kann schöner klingen als daß „die Regierung eines Fürsten, welcher Unordnung und Laster herrschen lasse, unmöglich beglückt seyn könne, daß ein tugendhaftes Betragen der Prinzen das sprechendste und würksamste Gesetz sey, daß eines Vornehmen Laster mehr noch durch das böse Beyspiel, als durch das Vergehen an sich, Sünde werde.“ Er weiß dabey die Keuschheit *) Ludwigs und seine ängstliche Bedachtsamkeit gegen Flüche und Betheurungsformeln als glänzende Beyspiele einzuflechten. Aber Eine Folgerung war ihm wohl das wichtigste: daß „kein Souverän in der Welt sich nach diesem Grundsatz von der Verpflichtung

*) Alles in der Welt hat seinen Grund. Da Er der Königin vorwarf, daß sie auf seinen Tod und auf Vermählung mit seinem Bruder hoffe, antwortete sie schnell: Bey diesem Tausche würde ich allzu wenig gewinnen! (s. unten S.)

tung losfagen könne, für die Bekehrung derer in seinem Gebiete, welche von dem Wege des Heils abgewichen sind, Sorge zu tragen". Wie in Richelieu's Munde Vernunft einzig die Staatsvernunft bedeute, zeigt keine Stelle deutlicher. Zum Proselytenmachen verpflichtet soll der Fürst doch nur alle vernünftige Mittel anwenden. Ein gewagtes verbiete ihm die Klugheit, welche mit dem Unkraut den guten Weizen auszureißen fürchte." (S. 7.).

Der Stifter eines solchen Gottesreichs erhält noch andere *) Vorschriften. Wie das Volk nicht „allzuviel“ Wohlstand, so soll der Fürst auch „nicht allzuviel Gewissenhaftigkeit“ haben. Aengstlichkeit des Ununterrichteten ist gewiß höchst schädlich. Ueberzeugende Belehrung, sollte man denken, ist für diese Geisteschwäche das einzig ächte Heilmittel. Das von Richelieu ist eines Cardinalministers würdiger. „Stärken Sie sich gegen jene Skrupel immer mehr und behalten sie fest vor Augen, daß Sie vor Gott keine Schuld haben können, wenn Sie in zweifelhaften Fällen dem Rath ihres Conseils, durch einige unverdächtige, gute Theologen bestätigt, folgen.“ (S. 192.) Konnte dem Premierminister je noch etwas mangeln, so mochte der Theologe in ihm den Ausschlag geben!

b 5

Da

*) Partie I. Ch. VI.

Da der Regent „nicht alles thun kann, da er nur auf große und wichtige Staatsfachen sehen, kleinere Dinge seiner Sorge unwürdig achten soll (S. 195.) so ist es „keine der unbedeutendsten Eigenschaften eines großen Königs, daß er andere das ihrige ausführen, daß er sich dienen zu lassen wisse.“ (S. 198.) So führt R. seinen Souverän vernünftigen in die Hände eines Conseils, dessen Fähigkeiten er so beschreibt (Ch. VIII.) daß am Ende *) nichts nöthiger erscheint, als ein — Premierminister.

„Der Allmächtige selbst wirke durch Mittelfachen. Nach seinem Beyspiel sey der beste König der, welcher, durch sich selbst zu handeln fähig, Bescheidenheit und Urtheilskraft genug hat, um nie ohne guten Rath handeln zu wollen (S. 218.). Der gute Rathgeber soll mehr vom Bley als vom Quecksilber haben. Allzuvieler Anschlägigkeit werde schädlicher, als die Bosheit selbst. Wenig zu reden, jeden Sachverständigen zu hören, nach dem eigenen Resultat von all diesem fest zu handeln, dies zeige in dem Staatsminister die vollendete Vereinigung der Bescheidenheit, Urtheilskraft und Festigkeit. Gegen nichts eifert R. mehr als gegen allzu große Lenksamkeit und Mangel an Strenge (S. 225.).
Sein

*) Ch. VIII. Sect. VI.

Sein Gemälde eines Staatsmanns sollte für ihn Selbstrechtfertigung seyn. Wäre nur auch das, was ihm die Wahrheit zu verschweigen verbot, seines eigenen Bildes Zug gewesen: daß Privatrache nie den Mann der öffentlichen Sache bestimmen solle, daß „Gewalt in der Hand des Nachsichtigen ein Schwerdt in der Faust eines Wütenden sey.“ Denn daß auf einem so erhöhten Posten „kaltblütiger Widerstand gegen Neid, Haß und Verläumdung die Frucht eines gerechten Selbstvertrauens seyn müsse“ würde alsdann jeder gerne anerkennen. Auch das Selbstgefühl Richelieu's, daß, wenn er zum Ideal des vollkommenen Staatsministers sein eigenes Bild copiren wollte, die Tapferkeit darinn für entbehrlich erklärt werden müsse, würde man nie gegen ihn wenden wollen, wenn nur sein Beispiel ausgedrückt hätte, was er sich selbst nicht verhehlen konnte: daß (S. 232.) „der Kopf des Staatsministers zwar nicht auf seinen Arm, desto mehr aber auf sein Herz gestützt seyn solle. Des Steuermanns Aug seht er hinzu, ist, was das Schiff bewegt. Das Weltall selbst wird nicht durch Arme und Beine, sondern durch einen Geist in seinen Lauf gesetzt“ (S. 239.).

Um so mehr innere Thätigkeit fordert N. von dem Staatsminister. „Er soll nicht zum Lastthier unter seinen Geschäften werden (S. 232.). Erheiterung

XXVIII Richelieu's Staatsmaximen.

terung ist ihm nothwendig. Aber sie artet aus, sobald sie Zerstreung wird. Oft muß er im Geiste eine Reise durch die Welt machen, mit dem Scharblick, was geschehen, wie das Schlimme zu verhindern, der Staatsvortheil zu erreichen seyn möchte. Eilen und Zaudern sey ihm gleich möglich. Je weniger er sein Fach überschreitet, desto gewisser wird er es ausfüllen. Was immer auszuführen seyn mag; nur von andern erwarte er nicht den ersten Stoß und die leitende Richtung, am wenigsten vom andern Geschlecht. Wie eine Frau die Welt ins Verderben gestürzt hat! — N. weiß seine Theologie zu allem zu gebrauchen! — so ist dem Staate nichts verderblicher, als Weibereinfluß. Ihre besten Einfälle sind schlimm, wenn Leidenschaft die Stelle der Vernunft in ihnen einnimmt.“ — Weiber hatten zu oft Richelieu's Plane durchkreuzt und sein eigenes Leben hatte zu sehr den Schein, von ihren Reizen ungerührt geblieben zu seyn, als daß er eine Mercuriale gegen sie irgend hätte unterdrücken sollen. Er ist so freymüthig, dagegen einmal einen Mangel an sich selbst zu bekennen. „Der Staatsmann soll zu gewissen Stunden für jedermann zugänglich seyn“ (S. 236.). — Ihm selbst aber habe seine schwächliche Gesundheit dieses Gesez zu erfüllen nicht gestattet.

Aus Männern von diesen Anlagen bildet R. den Staatsrath seines Königs. Unter ihnen sich selbst die Oberstelle zuzusprechen *) , setzt ihn, wie er sich die Miene gibt, in eine grössere Verlegenheit, als man von dem Mann erwarten sollte, welcher gewiß diese Stelle für die einzige hielt, die ihm gebühre. Auf Schriftsteller, Kirchenväter und Politiker, versichert er, sich berufen zu können, wenn es nöthig wäre, auf etwas anderes, ausser dem Willen des Königs, die Unentbehrlichkeit eines dirigirenden Ministers zu gründen. Was ist sichtbarer, als daß die obersten Besorger der verschiedensten Fächer in der Staatsverwaltung ihren Vereinigungspunkt haben müssen. Nur, daß dieser nicht der Souverain selbst seyn solle, darüber bedurfte es glatter **) Worte. Was ist zu thun? „Man muß es geradezu sagen, daß, wenn der König nicht immer selbst das Aug auf der Karte und dem Kompaß haben kann oder will, die Vernunft gebiete, diese Mühe einem der Uebrigen ins besondere zu übertragen. „Auch das Steuerruder führt nur Einer. Dieser soll die übrigen hören, sie sogar zum Neden auffordern und ihren Rath prüfen.“

*) Ch. VIII. Section VI.

**) „Il faut parler aux Rois avec des paroles de Soye.“ p. 238.

fen. Nur die Richtung muß er selbst zu geben wissen und die Hand nie vom Steuer lassen."

Auf dieses Ziel hin deutet Richelieu's ganzes Bild von einem Premierminister. „Die Wahl und das Vertrauen des Königs, gäbe ihm, wo möglich im Einklang mit der öffentlichen Stimme, jene große Gewalt, Gutes zu stiften“ (S. 245.). „Leicht finde sich ein Primum Mobile der Staatsmaschine, aber desto schwerer der Mann, fähig alles zu bewegen, ohne sich in seiner Bewegung irre machen zu lassen. Geschenke und Cabalen der Feinde, Furcht oder Ueberraschung von näheren Intriquanten, selbst der Freunde Zudränglichkeit und Schmeicheln, alles drohe, seinen Gang unregelmäßig zu machen. Um so fester müsse er, wie alle Mitglieder des Staatsraths, das Vertrauen des Königs besitzen und dieses Besizes versichert werden (S. 247.). „Ohne Gefahr frey zu sprechen, werde der König nicht nur an ihnen dulden, sondern ausdrücklich fordern. Alle Welt müsse wissen, daß Haß und Verläumdung sich umsonst gegen sie in Athem setze. Keine Festung ist unüberwindlich, wenn sie allzu lange belagert wird. Auch nur die Ruffenwerke vernachlässigen, wäre gefährlich. Dem Regenten selbst aber seyen seine Minister die unmittelbarste Schutzwehr, die unverletzliche Citadelle.“ Ihre Dienste zu belohnen, sey eben so königlich als nach

nach der Menschlichkeit nothwendig. Die Angelegenheiten derer dürfen einem Regenten nicht gleichgültig seyn, welche sich für seine Angelegenheiten hingeben. Den Wenigsten sey die Tugend bloß durch sich selbst theuer *). Das beste Mittel, ihren Blick von ihren Privatangelegenheiten abzuziehen, bleibe dies, daß der Regent sie selbst zu seiner Sache mache. Je wichtiger die Festung, desto künstlicher versuche man den Befehlshaber; je schöner die Frau, desto vielseitiger die Verführung; je einflußreicher der Minister, desto mehr bleibe seine Stelle der Gegenstand der Mißgunst und Versuchung.“ (S. 252.). Oft, ist sein Wink, seyen Männer aus dem geistlichen Stande die tauglichsten. Der Priester soll weder Vater noch Mutter kennen.

Der reinste werde endlich in den Augen seines Regenten schwarz erscheinen, wenn er jedem das Ohr gegen ihn öfne. Nur für den eben so sichtbaren Schaden des entgegengesetzten Verragens ist Richelieu's Mittel abermals sehr unzureichend. Wenn der Regent nach seinem Rath, „alles für Verläumdung ansehen muß, was man ihm bloß ins Ohr sagen will“ (S. 257.) so war ein Richelieu geborgen, welcher seinem König selbst, auch was man ihm ins Ohr sagte, zu entlocken und unverföhnlich zu verfolgen wußte. Und dismal dachte der Premierminister wie

*) „Il se trouve peu de gens, qui aiment la vertu toute nue.“ p. 249.

wieder unmittelbar an sich selbst; denn er schließt — so wehrt war ihm sein Nachruhm — mit der zweydeutigen Bemerkung, daß der König nie einer Unzufriedenheit gegen ihn offen gewesen sey, als wenn er seinen Rath, „niemand gegen ihn anders als in seiner Gegenwart sprechen zu lassen“, verlassen habe. — Sollte gleich auf eine wahre Anklage gegen diese Mächtige eine große Belohnung, nach Richelieu's Rath, gesetzt werden, so wagte sich doch gewiß niemand, wenn zugleich „nicht blos einer falschen, sondern sogar einer unwichtigen Beschwerde eine große Strafe“ zu fürchten war.

Das Gottesreich — nach Richelieu — ist damit, wie man sieht, von oben herab vollendet, sobald man sich noch die eiserne Beharrlichkeit, gleichsam den unbedingten Rathschluß, welchen er nicht oft genug in dem Musterbild seiner Hierarchie einzuführen weiß, in allen Fällen hinzudenkt. Merkwürdig ist hier sein Hinweisen auf die Unveränderlichkeit des Cabinets der spanisch österreichischen Herrscherfamilie *). Schon damals machte „weder Tod noch Wechsel der Minister in den Planen dieses Hauses eine Aenderung.“ Nur in Frankreich sey diese Unbeständigkeit national, und die einzige Ausgleichung dieses Uebels liege wieder in der

*) Partie II. Ch. III.

der charakteristischen Leichtigkeit der Franzosen, das schnell ergriffene Schädliche eben so oft als das Nützliche zu verlassen.

Festigkeit und Consequenz erhebt Richelieu mit vollem Grund als den Charakter seiner Minister-
schaft (S. 16.). Und da vor ihm, in jenen Re-
gierungen des Zufalls und der Laune, die Absich-
ten in der That nicht besser gewesen waren, so ver-
diente Richelieu's Kraft, in seiner Weise sich nicht
nur Bewunderung mit Zittern, sondern selbst das
Eingeständniß, daß diese Gleichförmigkeit den Nach-
barn Achtung, den Innländern Folgsamkeit und
Ruhe augenöthigt habe. Er verhehlt es nicht,
daß die Regenten gute Ordnungen, so lange sie
im allgemeinen vorgeschlagen würden, willig geneh-
migen und dann doch, so bald sie in Ausübung ge-
bracht werden sollen, für Hohe und Niedere „aus-
besondern Rücksichten“ der Ausnahmen unzählige
allzu gerne erfinden lassen. Auch ist es sehr wahr,
daß in verdienten Bestrafungen eine „politische Ab-
laßkrämerey“ die schreyendste Ungerechtigkeit gegen
andere werden müsse, wenn sie mit gleicher Begün-
stigung der Strenge zu entschlüpfen hoffen konnten
und nun doch mehr, als die übrigen, fest gehalten wer-
den. Auch hiervon läßt er einen Spanier sprechen.
Die Hinrichtung des Herzogs von Montmorency war
unter allen Gewaltthaten Richelieu's die öffentlich

verhafteste. Gerade über diese habe Cardinal Zapata, ein Mann von Geist, da die Nachricht kaum nach Madrid gekommen war, im Vorzimmer des Königs an einigen Franzosen die Frage gemacht: Was die Hauptursache von dem Tode des Herzogs sey? Seine Verrätherey, erwiderten diese. Sagen Sie die Nachgiebigkeit der vorigen Könige! habe der Spanier geantwortet (S. 27.). Kein Fehler war von Richelieu's Regierungsplan entfernter, als diese grausame Gnade. Was sein Beyspiel ohnehin sagte, wagt er auch wörtlich zu lehren, daß man bey Vergehungen, welche ihrer Natur nach geheimnißvoll seyen, bisweilen von der Bestrafung, wenigstens durch „die ungeschuldigen“ Mittel von Gefängnis oder Exil, den Ausgang zu machen habe. (S. 29.) — Gegen einen solchen Grundsatz kann man nicht laut genug fragen: wo denn die Vergehung sey, wenn das Geheimnißvolle sie ganz verschleiert? Ist aber dies nicht, so stellt sich die Politik hier, durch das Unentwickelte ihrer Grundbegriffe, selbst schwärzer dar, als sie ist. Wo der Verdacht über geheimnißvolle Vergehungen erweislich wird, da ist Verhaftung wirklich nicht unter den despotischen Attentaten, welche den Proceß von der Execution anfangen. Eben so gewiß „sollen erwiesene Staatsvergehungen nicht durch unzeitige Hinsicht auf frühere Verdienste ausgeglichen werden.“ (S. 30)

Bei Belohnungen durch die Art zu geben, ihren Werth zu verdoppeln, empfiehlt R. so warm (S. 32.) daß man gerne die Bemerkung der Geschichtschreiber glauben möchte: er selbst habe bey seinen Feinden erst das Aeußerste gethan, um sie zu gewinnen und nur, wenn er daran verzweifelte, sie mit seiner ganzen Härte unerbittlich sie niederzuwerfen sich entschlossen.

Die Bemerkung, daß im Staate jeder an den Platz, wozu er taugt, gestellt werden sollte, so wichtig, und die Lection **) gegen die Aungendiener der Regenten, so unvermeidlich sie ist, geben der Grundlegung seines Staatssystems, wie wir sie im bisherigen überschauen, keinen beträchtlichen Zusatz. Man wird sie für geschlossen annehmen können, wenn man die Aufforderung zu Vorichtsmaasregeln ***) hinzufügt, welche seit seiner Zeit so sehr für Character des französischen Kabinetts gehalten werden, daß man selbst die Fortschritte der Republik nicht selten von längst vorbereiteten Planen abgeleitet hat, durch welche das Schickal der Zukunft wie Schritt für Schritt berechnet und in den Staatsarchiven der Monarchie niedergelegt gewesen

c 2 sey.

*) II. Partie Ch. VII.

**) Ch. VIII.

***) Ch. IV.

sey. Das vorläufige Berechnen nebst der unscheinbaren Vorbereitung aus der Ferne war Richelieu's Stärke. Er schildert sich dabey treffender, als er selbst wollte, wenn er (S. 20.) den Staatsmann auffordert: daß er, ohne die Augen zu schließen, schlafen solle, wie — der Löwe.

Von dem Gebäude, welches Richelieu auf diese Basen stellte, sind nur einige Parthien vorgezeichnet. Sie betreffen innere und äußere Verhältnisse Frankreichs, da die Grundlagen selbst, wie wir sie bisher aufgesammelt haben, in jeden Boden, wo das Verhängniß den Machiavellismus practisch werden lassen will, übergetragen werden können.

Im Innern fallen tadelnde Blicke auf die Hofhaltung, die Geistlichkeit, den Adel, die Justizämter, die Finanzbeamte. Nur die Bemerkungen über die Geistlichkeit sind bis ins Kleinere ausgearbeitet. Selbst dies unvollendete vermehrt die innern Spuren der Noth der unsrer Quelle.

Die Macht des Königs gegen das Ausland gründet Richelieu auf Kriegsrüstungen und Negotiationen.

Die Weiberregierungen hatten den Hof jenen Glanz allmählich verlieren lassen, welcher den

den Souveränvernünftigen umhüllen muß. „Die Umbildung des Reichs muß von der Umschaffung des Hofes ausgehen.“ (S. 208.) Ludwig selbst, wie Richelieu bedauert, war nicht gestimmt, die innere Harmonie zwischen dem orientalischen Herrscheransehen und der pünktlichsten Hofetikette zu fühlen. „Zu Ihres Vaters Zeiten speisten nur Prinzen nebst den höchsten Kronbeamten an der Tafel, die jetzt für Gensdarmen und Bediente kaum gut genug scheint. Wer in vorigen Zeiten kaum zu Mittelbedienungen steigen konnte, erhebt sich jetzt zu den ersten Aemtern. Man nähert sich Ew. Majestät ganz geradezu.“ Und warhaftig; wer etwa nicht in jedem unvorbereiteten Augenblick Ehre davon haben kann, wenn man ihn spricht, für den ist nichts gerathener, als sich mit dem strahlendsten Prunk zu umgeben, welcher ungewohnte Augen blende oder zurückschröcke. „Die alte Sitte des Reichs umgibt den König mit den Ducs und Pairs und Großen des Staats, wo jetzt, wenn die fremden Gesandten vortreten, sie vor Pagen und Kammerdienern kaum den Fuß setzen können.“ (S. 211.) „Alles von der Küche bis ins Kabinet ist in dieser Unordnung.“ (S. 209.)

Man hört es hier an Richelieu's Tone *), wie wehe es dem Priester gethan hatte, den Gott, welchen

*) Partie II. VII.

chen er repräsentirte, nicht mit einem heiligen Dun-
 fel umschatten zu können und alsdann statt des Sul-
 tans, als sein Vizir allein sichtbar zu seyn. Er erinnert
 den gerne großen Ludwig XIII. daß seine Größe
 dieses Ceremoniel fordere. Selbst die Treue
 der Adlichen sey sicherer, als die von andern
 Erdensohnen, und wer war ängstlicher für die
 Sicherheit seiner Person als abermals Richelieu's
 König! Auch der Vorwurf der Unreinlichkeit wird
 zu Hülfe genommen. Und immer ist das Resultat:
 daß der König sich blos von Adlichen bedienen las-
 sen, mit adelichen Garden umgeben, diesen ihre
 Stellen lieber schenken, und dafür den Bürgerlichen
 die Entledigung von Abgaben, welche an den Hof-
 bedienungen hing, entziehen solle. Möge ihnen
 dies missallen. Die besten Familien, welche
 sich um des Königs Willen ruinirten, würden da-
 gegen, „in einem Zeitalter, in welchem alles um
 Geld seil sey!“ sich Verdienste zu erwerben ange-
 feuert werden, (S. 216.) — Verdienste, welche zu
 den unentgeltlichen Hofchargen den Weg öfnen!

Mit Bedauern sah der PremierMinister, durch
 selbsterworbenen Reichthum anderer Geschäftsleute,
 „welche das Unglück des Zeitalters gehoben habe“
 die Geschlechter zurückgedrängt, welche nur „an
 Muth reich“ seyen. Er läugnet es nicht, daß
 dieser Stand der Vaterlandsbeschützer nicht selten
 den

die übrigen seinen Muth zu sehr fühlen lasse (S. 141.) „Scheine doch aber diesen, Gott selbst die Arme, mehr um ihr Leben durchzubringen, als um es zu vertheidigen gegeben zu haben.“

Die Bitterkeit eines Richelieu gegen den Geldadel ist so auffallend, daß sie ohne Verkettung mit dem Innern seines Systems unbegreiflich seyn würde. Was aber könnte dem, welcher alles zur Abhängigkeit nöthigen will, verhafter seyn, als jene sicherste Begründung bürgerlicher gerechter Freyheit, — der Privaterwerb. Selbst den Adel beschreibt er als einen „paralytischen Arm“, welcher dem Staate blos zur Last sey, wenn er nicht vornehmlich dem Kriegsdienste, dieser Schule des unbedingten Gehorsams, sich widme. Ohne diese Bestimmung würde er selbst ihn seiner Vorrechte zu berauben rathen (S. 142.) Welch ein richtiges Vorgefühl, daß der Souveränernünftige keinen stärkeren Widerstand, als im Adel selbst, finden würde, sobald dieser, seine höchste Ehre im Dienste zu suchen, verlernte. Auch die große Verbreitung des adelichen Bluts gehört in den Plan dieser Politik. „Sie macht den Adel ärmer, aber sie bereichert die Krone mit Dienern, welche alles wagen, weil sie zu leben suchen müssen, um die Reinheit des Herzens, die sie durch ihre Geburt haben, zu erhalten.“ (S. 143.)

Um den Kriegsadel aufrecht zu erhalten, opfert Richelieu das liebste auf. Selbst die Verkäuflichkeit der höchsten Stellen am Hofe und in den Statthaltertschaften soll ihm zum Besten aufhören; so unthunlich er sonst die Aufhebung des Dienstverkaufs bey den Aemtern der Bürgerlichen zu schildern pflegt. Dem Hofadel soll Verminderung des Luxus durch Aufwandsgesetze zu Hülfe kommen. Der Landadel hingegen, — abermals die der Unabhängigkeit nähere Classe! — würdigt der Despote, nur noch der Fortpflanzung wegen, eines Seitenblicks, voll unverdienter Kränkung: „Sa misère ne lui permet pas de faire des dépenses superflues.“
 Fünfzig Compagnien Gensdarmen und eben so viele Chevauxlegers, den Provinzen aufgelastet, sollen dem Nachwuchs von adelicher Geburt Plätze und Brod geben. Und wo diese nicht ausreichen und je einige sich den Studien hingeben wollen, so öfne ihnen die Kirche den mütterlichreichen Schoos der Beneficien. (S. 145.).

Im Vorbengehen *) sucht R. ein Mittel gegen die Du elle. Sie verminderten ihm die Zahl der Dienstergebenen, welche sein Plan nicht zu groß haben konnte. Heinrich der IV. hatte (1609.) diese Vollheit Gesetzen unterwerfen wollen. Durch recht

*) Partie I. Ch. III. Sect. II.

rechtliche Anklagen und Ehrengerichte sollten, wie im Mittelalter, Duelle erlaubt werden. „Der Franzose achtet sein Leben viel zu wenig.“ (S. 146.) Lebensstrafen und Güterverlust vermochten die eigennächtigen Duelle doch nicht auszurotten. Ein neueres Gesetz (vom März 1624.) mußte mildere Strafen verhängen, damit nicht jeder einzelne Fall zur Ausnahme würde. R. giebt den Rath, auch die zufälligen Duelle (Rencontres) mit gleicher Strenge zu bestrafen. Verlust der Freyheit, der Aemter und der Ehrenvürze werde mehr als Bedrohung des Lebens wirken, welches, in jenen Augenblicken ohnehin gering geschätzt, dem Aufgebrachten nur durch eine gewisse Aussicht auf eine unglückliche, erniedrigende Fortdauer wieder bedeutend werde.

Auch in seinem eignen Stande, welchen R. nach dem gewöhnlichen Rang als den ersten nennen mußte, für ein System der politischen Despotie aber nur bey weit in weniger gelten lassen durfte, geht er bis auf die Wiederherstellung der ersten Grundkräfte zurück. Wenn irgend, so entscheidet hier die Meinung alles. Ein Clerus, den der große Haufe nicht als Sprecher der Gottheit ansehen kann, ist mit all seinen Reichthümern mehr als verachtet. Das öffentliche Urtheil erklärt ihn jenes Genusses unwürdig und ist dies, so bedarf es nur der Gelegenheit, um diese Volksstimme ohne Bedenken zu vollstrecken. Sollte

c 5

der

der Clerus in Richelieu's Planen irgend zu etwas gut seyn, so mußte denselben Strenge der Sitten und eine öffentliche Meinung entweder von Heiligkeit oder Gelehrsamkeit auf seinen eigenen Standpunkt wieder erheben. Als Halbgötter müssen diese Geweyhten erscheinen, wenn sie nicht weit unter die Weltmenschen herabsinken wollen, deren Kreise sie einmal nicht anzugehören erklärt haben.

Ein Bischoff, wie ihn N. *) wünscht, soll gelehrt, fromm, und von guter Geburt seyn. (S. 62.) Aber die Gelehrten haben ihm nicht Feinheit und Weltkenntniß genug, die Vornehmen zu selten jenen exemplarischen Wandel. Keine allgemeine Regel über ihre Wahl dünkt ihn die beste. Dort mag ein Gelehrter stehen, wenn N. gleich in allen Nichtadelichgebohrnen eine gewisse Niederträchtigkeit und Unbeholfenheit vorauszusetzen geneigt ist. An einer andern Stelle scheint ihm ein Mann von Geburt im geistlichen Ordne der passendste Figurant. — Nur in ihrem Sprengel zu bleiben, ihre Heerden zu besorgen, die geistliche Seminarien in Aufsicht zu haben, dies macht er ihnen zur unerlässlichen Pflicht. (S. 65.) Er spricht gerade so eifrig hierüber, wie wenn er gefühlt hätte, was für Uebel dem Staate von Frankreich und seinen Nachbarn erspart gewesen seyn würden,

*) Partie I. Ch. II. Section I.

würden, wenn die kanonische Residenz den ehemals-
gen Bischoff von Lúcon an seine Diocese festge-
bunden hatte.

In einem Detail über die besondern Ver-
hältnisse des französischen Klerus *) brü-
stet sich die Eitelkeit des Cardinals, welcher so ger-
ne den Allwiffen spiette, mit Reminiscenzen aus
seinen kanonischen Studien. Die Wahl zu geist-
lichen Stellen durch weltliche Patronen, die Erben
der ehemaligen frommen Stifter, ist dem Hiera-
chen ein Greuel. Doch erkennt er das theuer er-
kaufte Recht. Und sollte nicht die gar zu parallele
Frage: um wie viel gegründeter alsdann die Rechte
der Krone zu geistlichen Wahlen seyn möchten?
eine noch tiefere Ursache zum milderen Rath gewes-

*) Die Sessionen des Appels comme d'Abus (Appels-
lationen der Geistlichen an den König gegen Eingriffe
in die Freiheiten der Gallitanischen Kirche) des cas
privilegiés, de la Régale prétendue par la sain-
te Chapelle sur les Evéchés de France, de la
Reformation des trois sentences conformes, re-
quises pour la punition des Clercs und des Exem-
tions du droit d'Indult — sind, ohne Noth, so eitra-
schwer, daß Ludwig XIII. gemiß vor ihnen zurückbe-
te. Sie sehen, wider den Plan des Ganzen, dem Anfang
so nahe, daß schwerlich etwas anderes als die Eitelkeit
des Cardinals ihnen diesen Platz und diese uuverhält-
nißmäßige Vollständigkeit gegeben haben kann.

sen seyn? R. will den Patronen die Wahl lassen, nur aber unter Candidaten, welche zuvor von Clericis Fern geprüft wären. — Warum er aber nicht auch diesen trefflichen Mittelweg auf die Wahlen des Hofes anwendet? Sogar alsdann, wenn nach den ächten Begriffen von kirchengesellschaftlichen Rechten, die Gemeinden selbst die nächste Wahl des Mannes, welchem sie ihr Vertrauen zu öffnen geneigt wären, frey auszuüben haben sollten, würde der Vorschlag, daß sie nur unter solchen, die von Erfahrung geprüft und überhaupt tüchtig gefunden worden, wählen dürften, der verständigste seyn.

Dem Mönchsgeiste war Richelieu's Charakter zuwider. Enge Gesellschaften des unverweigerlichen Gehorsams, welche von fremden Oberhäuptern abhängen, können auch blos in vorübergehenden Zufällen Organe der weltlichen Allgewalt seyn. R. rechnet auf sie nicht. Er will (S. 120). die vorhandenen Mönchsanstalten auf ihre alten Ordensgesetze zurückgeführt sehen, die Errichtung von neueren durch Klugheit hemmen. Auch in diesem Fach sind ihm die weiblichen Anstalten das unerträglichste. Man wundert sich, daß er endlich ohne Unterschied die Mönche auffordert, in gelehrten Kämpfen gegen die Keger sich um das leider! verpestete Vaterland verdient zu machen. Wusste er ihnen gar nichts besseres und dauernderes zuzutrauen? Auf die alte

alte Ordensregeln, wenn dies je möglich wäre, zurückgeführt, würde ihr wahres Verdienst seyn, durch gesellschaftliches Zusammenwirken, Anbau und Industrie unter dem Volke zu befördern, dem sie nach jenen ersten Vorschriften so nahe stünden.

Die päpstliche Tiare, der Krone gegenüber gestellt, kann in Richelieu's System keine Vortheile erwarten. Er ruft alle Gelehrte, Theologen, Fakultäten und Orden gegen sie zu Zeugen auf. Doch ist er Kardinal genug, um hier nicht in das Einzelne einzugehen. Auch soll man „den Hofleuten nicht glauben, welche die zirkelrunde Gestalt der Krönungskrone zum Sinnbilde der unendlichen Macht zu erheben, allzugroße Neigung haben.“ (S. 123.) Die Mönchsorden erhalten zugleich das zweydeutige Compliment, daß sie nirgends für Erhebung der Rechte des Vaterlands gegen die Rechte der Kirche partheyisch seyen. Konnte sich denn N. sagen daß der Mönch ein Vaterland habe? —

Unwissenheit! als welche eine erwünschte Pflückerin seiner Plane muß N. dich gekannt haben. Der Mecän, welcher so gerne für den Mann von allen Fächern gegolten hätte, schämt sich doch nicht, die Unwissenheit nur als bisweilen schädlich für den Staat vorzustellen (S. 124). Nothwendig muß er wohl die gelehrten Kenntnisse nennen.

nennen. Aber die Geistlichkeit soll sie im Depot haben und „nicht jedermann soll sie erlernen dürfen.“ Wenn nirgends, so würde hier die Planmäßigkeit sichtbar, das Reich der Souveränverständigen tief zu begründen. Welch ein Ungeheuer, ruft N. aus, welches überall nichts als Augen hätte. So ein Staat, dessen Untertanen alle, Gelehrte wären! — Und solche Uebertreibungen konnte er für täuschend genug halten, um nun, das entgegengesetzte Aeußerste anzurathen? Gelehrsamkeit, will er uns bereden, wenn sie jedermann zugänglich wäre (*indifférentement enseignée à tout le monde*) würde den Handelsstand, die Quelle des Staatsreichthums, den Ackerbau, die Pflegemutter der Nationen, und den Soldatenstand ersticken. Von den letztern mag N. die Behauptung verantworten, daß „er besser in der unwissenden Rohheit als unter den Verfeinerungen der Wissenschaften gedeihe“ *). Er schaudert zurück bey dem Gedanken, daß „wenn die Wissenschaften den Profanen zu theil würden, man überall Leute finden würde, welche zu zweifeln und Zweifel anzulösen fähig wären.“ Und dies nennt Er Frankreich mit Schikanen anfüllen! In diesem Sinn war nach dieser Probe Richelieu selbst der größte

*) Il deserteroit en peu de tems la pepinière des soldats, qui s'élevent plutôt dans la Rudesse de l'ignorance, que dans la Politesse des Sciences.“ p. 125.

größte Gelehrte seiner Zeit. Ihm, wenn er sich die Menge von Lehrern und Lernenden (man denke sich die ersten Decennien des XVI. Jahrhunderts!) vorstellt, scheint Frankreich in ein Krankenhaus verwandelt, in welchem Tausende, von der Natur bestimmt klares Quellwasser zu trinken, von einem fieberhaften Durst nach unreinen Getränken befallen wären, welche oft, — denn die bösen Huguenotten waren nicht selten gelehrter als der bepründete Bischoff! — sogar aus vergifteten Fässern strömten; von einem Durst, der, jemehr getrunken würde, nur desto weniger zu stillen sey.“

Man sieht es; R. ist im ganzen Werke nirgends sophistischer beredt, als wo es ihm nöthig scheint, das einzige Mittel zu Verminderung der hohen Vormundschaften, das Reifen zur Mündigkeit, als die verdächtigste Misbildung wegzuschwätzen. Nur, da ihm die Ausführung etwas schwürig dünken mochte; (die Volksschulen eines ganzen Reichs zu schließen, war dem Ende des XVIII. Jahrhunderts vorbehalten!) verbessert er in Einem Punkte seinen Vorschlag. Das Depot der „unreinen Getränke“ dem geistlichen Stande allein zu lassen, mochte dem allgewaltigen Franksteueramte etwas bedenklich scheinen. Theile und herrsche ist die Regel. „Die Vernunft — denn in solchen Fällen vergift R. nie, sich im Alleinbesitz der Vernunft zu zeigen!

zeigen! — die Vernunft erlaubt nicht, den alten Besizer ganz zu vertreiben, aber das öffentliche Wohl gebietet auch, eine durch Gottesfurcht und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Gesellschaft von einer Beschäftigung nicht zu entfernen, bey welcher sie so gemeinnützig werden kann.“ Die Universitäten, heist dies am Ende, sollen sich in den Unterricht mit den Jesuiten theilen. Der beste Ausweg, um keinen Theil unentbehrlich werden zu lassen. Der geschmeidigste, versteht sich von selbst, wird bey der souveränen Vernunft der beliebteste und beschügteste seyn. N. verhehlt es nicht, daß er den einen Theil zum Gegengewicht gegen den andern bestimme. (S. 132.) Aber schnell verkleidet er diesen Selbstverrath in ein Frohlocken, welch vortrefliche Früchte die Nacheiferung zwischen den Universitäten und den geistlichen Vätern hervorbringen werde. Wenn nur diese Freude nicht in allzu auffallendem Widerspruch mit dem Bedauern stünde, so viele gute Kinder Frankreichs am unauslöschlichen Durst nach Kenntnissen krank sehen zu müssen.

Nichts behandelt Richelieu's Politik stiefmütterlicher als die bürgerlichen Aemter; und nichts ist folgerichtiger. Wie viel leichter würde der Triumph seines Systems seyn, wenn man dieser Mittelmacht ganz entrathen könnte, von welcher die Herrschergewalt immer eine allzu theilnehmende

Annäherung zu befürchten hat. Siebt es ein entscheidenderes Mittel dagegen, als die Verkauflichkeit und Erbllichkeit dieser Aemter. Der Vernunft zwar und allen rechtlichen Verfassungen, giebt diesmal N. zu, ist diese Einrichtung zuwider, ein Auit wie ein Landgut in Geld umzusetzen. Aber „welche Mißbräuche würden unvermeidlich seyn, wenn die Austheilung bloß von dem Willen des Königs abhänge.“

Wollte oder konnte N. das Bessere, welches zwischen diesen beyden Uebeln in der Mitte liegt, bey weltlichen Aemtern nicht eben so gut, wie oben bey den geistlichen, entdecken? Nichts als Leute von niedriger Geburt (de basse extraction) sieht er herzu strömen, sobald das Auit nicht vom Sohn auf den Enkel, vom reichen auf den reichen übergieng. Und „Menschen von niedriger Geburt bringen selten die zu einer Obrigkeit nöthige Eigenschaften in sich hervor. Die Fähigkeiten einer Person von Stande haben; etwas gewisses Edles, was in der geringen Herkunft nicht entsteht. Bäume aus guter Erde tragen immer bessere Früchte!“ Am Ende aber von all dieser Rhetorik entdeckt es sich, daß Männer, welche sich selbst emporarbeiten mußten, nicht eben so gut zu behandeln seyen, daß sie eine gewisse Ernsthaftigkeit zu haben pflegen, deren Stacheln — der feine Hofmann zu Zeiten unangenehm gefunden haben

Richelieu's Staatsmaximen.

haben muß *). In einem solchen Fall mag es dann „billig“ bey dem bleiben, was, die Sache an sich befrachtet, „der Vernunft und allen rechtlichen Anordnungen entgegen“ ist. Mag es seyn, daß, „wer die Gerechtigkeit im Großen gekauft hat, nun gerne damit „den Kleinkrämer machen werde.“ Er wird dies Gewerbe doch nicht allzu auffallend treiben, er wird seine Maasregeln nehmen müssen, nicht den „ganzen Kauffchilling in Gefahr zu setzen.“ (S. 157.) Und „will er ein ehrlicher Mann seyn, so wird ihm dies leichter werden, wenn er reich ist.“ (S. 161.) — Preiswürdige Geschicklichkeit, an der schlimmsten Sache, wenn man sie zu verewigen Lust hat, möglich gute Seiten zu finden. — Der letzte Vorschlag ist, die Preise „raisonabel zu machen;“ (S. 167.) und selbst dieser hat seine Zweckmäßigkeit. Um so leichter werde es dem König, wenn er einen andern; an die Stelle zu setzen für

* „Une basse naissance produit rarement les parties nécessaires au Magistrat et il est certain, que la vertu d'une personne de bon lieu a quelque chose de plus noble, que celle, qui se trouve en un Homme de petite extraction. Les Esprits de telles gens sont d'ordinaire difficiles à manier et beaucoup ont une austérité si epineuse, qu'elle n'est pas seulement facheuse, mais préjudiciable.“ p. 160.

für nützlich finde, den Besitz zurückzukaufen. — Ob auf diese Aemter überhaupt Anwartschaften zu geben seyen, ob besonders die Statthalterschaften dreyjährig bleiben sollten, sind Nebenfragen. „Wem man mehr nicht geben kann, dem muß man wenigstens das Hoffen frey lassen“ (S. 189) ist auf das erste Problem die Hauptantwort. Daß in den mächtigeren Statthalterschaften die Staatsvernunft niemand allzusest werden lasse (S. 187.) versteht sich von selbst. Dem Grunde des allgemeinen Wohls, daß den bestgesinnten erst die Erfahrung vieler Jahre solche Stellen ausfüllen lehre, wird daher nur bey den unbedeutenderen seine Gültigkeit gelassen.

Gerechtigkeit unter der Menge gegen einander zu erhalten, findet auch die Staatsvernunft — nicht undienlich. „Der König müsse nicht gut dazu sehen, wenn der Käufer eines Justizamts gar kein Verdienst habe“. Auch bey mangelhaften Gesetzen werde die Sache

D 2 dan

*) Gibt es in der ernsthaftesten Sache von der Welt etwas naivers, als der gute Rath an Se Majestät: qu'elle ne voit pas de bon oeil, ceux, qui n'ayant eü autre moyen, que celui de leur argent pour parvenir à la magistrature se trouveront destitués de tout merite. p. 168.

dannoch nicht allzu schlimm gehen, wenn nur die Menschen gut seyen.“ In welche weise Sprüche sich der Staatsminister hier vertiefte! In diesen Dingen nämlich mochte es gehen, wie es gehen konnte. Die Höheren in seinem Gottesreich wußten sie ja zu helfen, und la balle extraction — —! Nur die Aufgeblasenheit „junger Papageyen“ welche, des Weltlaufs noch unkundig, mit dem Herkömmlichen nicht auszukommen verstanden und sich von einigen Doctoren etwas von höherer Weisheit in den Kopf setzen ließen, dringt, mitten in diesem sorglos hingeschriebenen Kapitel, der Vernunft des Staatsministers einige Wärme ab. Uebrigens „werden Se Majestät alles mögliche gethan haben, wenn Sie von Zeit zu Zeit reisende Justizdeputationen, bey denen allerdings alles wieder auf die Auswahl der Personen ankomme, im Lande umhersende. Nicht etwa blos um der lieben Gerechtigkeit wegen. Man mußte ja wohl den Parlamentern, welche sich bisweilen ganz bedenkliche Dinge gegen die souveräne Vernunft beygehen ließen, den Daumen auf dem Auge halten! (S. 171.) Der ganze Staatseifer des Premierministers ist in Bewegung, indem er sich hier an Fälle erinnert, wo jene mächtige Korporationen sich allzu sehr in die Zügel gelegt hatten. „Der Ruin des ganzen königlichen Ansehens ist unvermeidlich, wenn man den Meinungen von diesen Leuten folgen wollte, welche in
der

der Praxis der Regierungskunst eben so sehr Ignoranten sind, als sie in der Theorie derselben sich für Tiefdenker halten. Man muß Collegien manchen Fehler der Vielheit nachsehen, nur diesen nicht. Die Menschen, gleich von Natur, finden nichts unerträglicher als die Ungleichheit, welche das Glück unter ihnen festsetzt. Wenn sie sich an Macht geringer sehen, wollen sie zeigen, daß sie an Verdiensten einen Vorzug haben." (S. 175.) — Und wohl dem Menschengeschlecht, je wahrer dieser tiefe Blick ist, welchen R. mit Unwillen in das menschliche Herz warf!

Unter allen Stellen, durch welche Bürgerliche an der Staatsverwaltung Antheil nehmen konnten, haben die aus dem Finanzfach, Richelieu's ganze Bitterkeit gegen sich. Man kann sehr gute Gründe haben, mit seinem Resultat übereinzustimmen, wenn eine Regierung verkehrt genug ist, daß selbst der Premierminister Blutigel und Finanzbeamte wie Synonyme zu gebrauchen keinen Anstand nimmt und die Vermeidlichkeit dieser Plusmacherey auch nur zu denken ganz entwohnt ist. Mit ihm mußte man sie alsdann als Schwämme betrachten, die man nicht einmal auspressen darf, damit sie nicht aufs neue verschlucken, was sie irgend erreichen können. (S. 178). Aber Richelieu's Widerwille geht abermals von seinem System aus. „Das

Gold und Silber, welches sie verschlingen, bläht sie auf, bis zur Vermischung mit den besten Häusern des Königreichs. Bastardartig entfernen sich diese (s'abârtissent) von der angestammten Würde der Vorfältern, deren Familienzüge von den Gesichtern verschwinden." (S. 177.) Das beste ist auf alle Fälle der Rath, ihre Anzahl möglichst zu vermindern.

So viel von innern Verhältnissen. Mit neuem Schwung im Vollgefühl der Macht, als deren Schöpfer er sich mit Grund denken konnte, setzt Richelieu an die Spitze seiner Maximen über die auswärtigen Angelegenheiten den Grundsatz: Der Regent muß als mächtig gelten! Diesem „Baum der Macht giebt er fünf Wurzeln. Ansehen, Kriegsmacht zu Wasser und Land, eine volle Schatzkammer und — endlich das Herz seiner Unterthanen.“

Das letztere hat selbst in dem Gemälde dieser Staatsbedürfnisse eine bedenklich kleine Stelle erhalten. In der Kunst, Herzen zu gewinnen, hat der erfinderische Richelieu eine „solche natürliche Trostlichkeit“ daß er sich in den wenigen Worten: „Wenn in den Finanzen Ersparnisse gemacht werden, so wird sich das Volk erleichtert fühlen, und
der

*) Partie II. Ch. IX. Sect. VII.

der König durch Besiz der Herzen seiner Untertanen mächtig seyn, weil sie ihn wegen seiner Sorgfalt für ihr Vermögen aus Eigennuz lieben werden" (S. 177) völlig erschöpft fühlt. Armer Eroberer der Herzen! Begründer der Liebe durch bloße Verminderung des Verlusts! In der That ist es ihm auch bey diesen Ansprüchen auf die Herzen gar nicht wohl zu Muth. Es ist ihm eine Sache aus der alten Welt, daß die Könige auf ihrer Untertanen Herzen „Staat gemacht“ hätten und lieber „Könige der Franzosen“ als „Könige von Frankreich“ gewesen seyen (S. 123). Sonst wohl sey die Nation leidenschaftlich für ihre Regenten gewesen. Unter den Königen vom ersten, zweyten und dritten Stamm bis auf Philipp den Schönen haben die Herzen die Schatzkammer des Reichs ansgemacht. Aber von dieser alten Schatzkammer konnte R. kaum, ohne sichtbares Nasenrumpfen schreiben. „Vergangene Zeiten! Die Dinge ändern sich.“ Aus der Schatzkammer des guten Willens seiner französischen Mitbürger möchte der unbürgerliche Mann allerdings nur sehr kleine Subsidien zu ziehen gehabt haben. Abläugnen aber konnte er es sich doch nicht, daß, wer eines von beyden, Geld oder guten Willen nicht besizt, mitten im Ueberfluß in Verlegenheit sey. *)

D 4

Desto

*) Das ganze Werk schließt mit diesen Worten: *Necessiteux dans l'abondance.* Sie könnten das Motto dafür

Desto bereedter ist er über die Macht durch Waffen, Geld und Negotiation. Das Mächtigtseyn durch Achtung nämlich bleibt ihm auf Befolgung all seiner bisherigen Regierungsmaximen gegründet. Er fügt „Wahrhaftigkeit und Treue in Zusagen und Verträgen als absolut nothwendig“ hinzu. Die Ausnahmen zu berühren, welche seine Staatsvernunft bey dieser Regel sich vorbehalten, wäre absolut unschicklich gewesen.

Ueber die Kriegsmacht Frankreichs giebt Richelieu nicht wenige Ansichten, welche noch bis auf die neuesten Weltbegebenheiten herab reichen.

Eine feste Stärke der Gränzen, fest durch Bewaffung sowohl als durch reiche Magazine, macht Frankreich von der Landseite unüberwindlich. Den ehemaligen Plünderungskrieg, in welchen Horden zu Pferd in wenigen Tagen ganze Provinzen für Jahrzehnde ruinirten, konnte nur eine solche Befestigungskette in Vergessenheit bringen. Uebrigens ist es gut gesagt, daß „das Herz der Belagerten so hart, als ihre Wälle seyn müsse.“

Die

sie seyn. Es enthält für Regenten, welche nicht regieren sondern herrschen wollen, die Weisfertigkeit, necessitez dans l'abondance zu werden.

Die Landmacht theilt R. in stehende und bloß aufgezeichnete Truppenmasse. Von jenen fand er noch 4000 zu Pferd, 40,000 zu Fuß, von diesen, 10,000 zu Pferd 30,000 zu Fuß hinreichend. (S. 72.) Die zu Pferd sollten, so viel möglich, Adeltiche seyn, damit diese Wächter des Throns hier Vorübung sowohl als Unterhalt fänden.

Keine Nation in der Welt sey übrigens weniger zum Kriege gemacht, als die Französische. In dieser Behauptung setzt R. sich selbst Cäsars Ausspruch entgegen, welcher die Stärke der Gallier in die Kriegskunst und die Kunst zu reden gesetzt hat. R. erinnert an Leichtsinm und Ungeduld als Charakterzüge seiner Nation. Ein listiger Feind habe nichts nöthig als Dögerungen entgegen zu setzen. Denn diese zu überwinden, mangle es ihnen auch eben so sehr an Zufriedenheit mit dem Gegenwärtigen, als an Vaterlandsliebe *) „Sie rennen hundert Meilen herbey, um eine Schlacht mitzumachen; keine werde irgendwo auf dem festen Lan-

*) Ils ne sont pas seulement légers, impatiens et peu accoutumés à la fatigue, mais outre cela on les accuse de n'être jamais contents du présent et d'être peu affectionnés à leur patrie, et cette accusation a tant de fondement etc. p. 75.

de geliefert, ohne Zulauf von Franzosen; aber acht Tage lang sie abzuwarten, sey ihnen unerträglich. Jede Gefahr sey ihnen gering; nur Mühe müsse es ihnen nicht machen, sich hineinzustürzen. Ihren Sieg zu benutzen, oder gegen Misgeschick auszuhalten, sey gleich sehr eine Unmöglichkeit. Tapferkeit, Muth und Menschlichkeit hingegen erhebt R. als ihre gute Eigenschaften. Er mahlt sie als leicht ver söhulich, ohne Rachgier, ohne Grausamkeit (S. 7.)

Gemildert hat wenigstens R. nichts in den Zügen, welche die Untauglichkeit seiner Nation zum Kriegsführen beweisen sollten. Desto ehrenvoller für ihn, auch durch solche Truppen im Kriege sich furchtbar gemacht zu haben. Jene Fehler der Flüchtigkeit findet Er durch Frankreichs Ueberfluß an Menschen zu ersetzen. Das übrige, selbst die Kriegszucht, hange blos von der Beharrlichkeit des Befehlshabers ab. Alles könne dieser aus ihnen machen, wenn er erst über die Nothwendigkeit der Anstalt ihren Verstand zu gewinnen wisse und alsdann über dem gefoderten mit unbeugsamer Strenge festhalte. Unter den Spanischen Heeren werde der Franzose ein Spanier, unter den Croatischen Horden ein Croate. (S. 79.) Marillac's und Montmorency's Bestrafung habe alle Große des Reichs zur Ordnung geführt, ein Exempel, an zehn Offizieren und fünfzig Gemeinen gegeben, werde ein gan-

ganzes Heer disciplinieren. Den König selbst an der Spitze zu sehen, entscheide das äufferste.

Nur an dem Kriegsadel vormiste R. bereits manches, was er als unerseßlich und gewiß von ganzem Herzen beklagt. Durch Ruhe des Dienstes entwöhnt, seyen sie nach Staatsbedienungen gierig geworden, welche das Unglück des Zeitalters vervielfältigt habe. Im Heere selbst ziehen sie sich vom täglichen Dienste zurück und zerstreuen unter tausendfachem Vorwand, wenn sie nicht sogleich in Gefechte geführt werden könnten. (S. 84. 86.) Die Reuterey, vornehmlich auf die Menge des Adels berechnet, zähle ihren Verfall nach den Graden seiner Nachlässigkeit. (S. 100.)

Nach all diesem sey es unmöglich, größere Kriege bloß durch Franzosen zu führen. Zu Erhaltung der Stätigkeit und Wachsamkeit bleiben die fremden Truppen unentbehrliches Bedürfnis (S. 87.). Nur diese Mischung verbessere die Mängel beyder Theile. Denn „habe gleich der Kayser das Glück, die wahre Pflanzschule des Kriegsvolks zu beherrschen, so sey doch das Ueberlaufen dieser Leute von einer Parthie zur andern nebst ihrer Völlerey und Rohheit“ (S. 78.) eine große Hemmung wohl berechneter Unternehmungen.

Dem

Von einzelnen Rathschlägen in diesem Fach nur wenige Proben! Dem Feldherrn verzeiht N. Mangel an Geist eher als Mangel an Muth. Muth aus Besonnenheit gibt Anführer, der blos natürliche Muth Soldaten. Oft trägt der Kopf das Lob des Erfolgs davon, welches die Herzhaftigkeit, in ihrer glücklichen Blindheit über die Gefahr, dem Glück abtroste. Für die Zufriedenheit der Offiziere muß das möglichste geschehen. Unzufriedene verwildern mit ihren Truppen. Hat der Soldat Brod und die Aufmunterung seines Anführers, so sey alles mit ihm durchzusetzen (S. 103.). Schnell aufgebotene, von den Offizieren unterhaltene Truppen kosten doppelt und leisten die Hälfte soviel, als ein von der Staatsgewalt allein abhängiges Heer. Nur verlange der Franzose auch in diesem Zustand eine gewisse Freyheit. Man muß ihn auf bestimmte Jahre kapituliren lassen. Sobald er sich gezwungen dünkt, wird er, wenn er tausend Leben zu verlieren hätte, die Fahnen verlassen! (S. 95.) Aus gleichem Grund müsse die Doppelzahl ausgehoben werden, weil die Hälfte sich verläuft, ehe sie der Feldzug in volles Feuer setzen kann (S. 102.). Die Sorge für die Vorräthe vertraue man Personen von Stande an, deren Treue zu berechnen ist, weil ihr Leben Werth für sie hat. Ein einziger Munitionswagen, am Tage der Schlacht in einem engen Passe zerbrochen,

ent

entscheidet vielleicht, wenn der Zug um eine halbe Stunde zu spät eintrifft, das Glück eines Feldzugs.

Selbst dieses Ausmalen einzelner Bedürfnisse, wenn sie gleich von dem großen Staatsplan Richelieu's wie entfernte Mittel vom Ziel abstehen, zeichnet seinen Geist. Auch die Heere Frankreichs hatte seine Umschauungskraft und Beharrlichkeit an Ordnung und Gehorsam festgebunden.

Mit noch mehr Selbstzufriedenheit blickte der infulirte Großadmiral von Frankreich auf die Kriegsmacht zur See. Englands Inselreich, ist sein Grundgedanke (S. 109.) kann sich alles gegen uns erlauben, wenn Frankreich ohne Seemacht ist; und ein großer Staat muß keine Möglichkeit lassen, ungestraft geneckt zu werden. Sülly, da er als Großbotschafter Heinrichs des IV. mit der französischen Flagge am Hauptmast nach England überfuhr, sollte vor einer englischen Schaluppe die Flagge niederlassen. Auf seine Weigerung durchbohrte der Engländer mit drey Kanonen — „mehr die Herzen der Franzosen als das Fahrzeug des Gesandten.“ Heinrich der Große mußte die Beleidigung übersehen, aber sie allein fordert Frankreich zu den Kosten einer verhältnismäßigen Seemacht auf (S. 111.). Auch Spanien muß nachgiebiger werden, wenn Frankreichs Flotten seine Indische Goldquellen zu verstopfen drohen können (S. 113.). In dieser Macht sich zur See zu rächen, hatte

hatte K. 1638 das erstemal das Vergnügen gehabt. Die Wiedereinnahme der Inseln St. Margarethe und St. Honorat und das Galeerentreffen bey Genua nennt er mit jubelndem Stolz. Vierzig runde Schiffe an den nördlichen und westlichen Küsten waren damals hinreichend (S. 116.) um auf dem Ocean, und dreißig Galeeren mit 10 Gallionen, um im Mittelmeer den Nebenbuhlern Frankreichs das Gleichgewicht zu halten, wenn gleich Spanien und Neapel zusammen wirkte. Italien betrachtet Richelieu als „das Herz der Welt“ (S. 122.) und doch mußte Heinrich der Große, da selbst seiner Gemahlin Vater der Erzherzog Ferdinand von Florenz sich dort mit Spanien einverstanden hatte, die Antwort annehmen: Hätte der König 40 Galeeren zu Marseille, so hätte ich nie gethan, was ich that. Den Aufwand der ganzen Seemacht, durch welche allein Frankreich auch seinem alten Alliirten zu Stambul die Hand zu reichen und die Küsten der Barbarey im Respekt zu halten vermochte, fand K. noch nicht höher als dritthalb Millionen Livres.

Dafür sah er im Geiste Frankreichs Häfen von den geschützten Handelschiffen zweyer Meere anschwellen, um welche er jetzt das landarme Holland, das sich selbst „nur Bier und Käs zu geben hätte“ so sehr als England, beneiden mußte, dessen Kunstfleiß Er mit Bewunderung nennt.

nennt. Selbst das felsichte Genua übertraf hierinn das so wohlgelegene, an allen Schiffsbedürfnissen reiche Frankreich, welches nicht einmal über die Fischerey seiner Küsten Herr war.

Mit Aengstlichkeit zählt R. die innländischen Fabrikate auf, berechnet die Küsten, wohin man handeln könnte, beklagt auch hier die Ungedult seiner Nation, welche ihr lange Seereisen unerträglich mache (S. 130.) und wirft um so schärfer sein Aug auf den näheren Levantischen Handel, welcher lange als überflüssig und gelderschöpfend im Verdacht gewesen sey, in der That aber nicht gegen Geld, sondern für Schiffsholz, Hanf und Leinwand die Bedürfnisse von Seide, Cotton, Wachs, Marokkein und Arzneywaaren, oft mit einem Gewinn von Cent pro Cent, herbeyschaffen könne, wenn nur ein Streifzug von zehn Galeeren das Mittelmeer von Corsaren rein halte, der König den allzu bequemen und eifertigen Handelsteuten die Schiffe schon auf der Loire und Garonne ausgerüstet verkaufen lassen und — durch Erhöhung des Rangs die Eitelkeit der Frauen für den Handelstand gewinnen wolle. Alles, auch sein Weiberhaß, weicht in Richelieu dem Ganzen seiner titanischen Plane!

Wer sollte aber auch das Zustromen fremden Reichthums besser zu schätzen gewußt haben, als der, welcher im Golde den „Archimedesischen Punkt

gefunden hatte, durch den die Welt aus den Angeln gehoben werden könne.“ *) Um fremden Reichthum war es, um so mehr zu thun, da Richelieu's System in keinem Punkt der wahren Staatskunst näher steht, als in der festen Regel, von den Untertanen der Abgaben nicht zu viel ohne Noth zu fordern (S. 141.).

Auch hierinn steht Er mit sich selbst nicht im Widerstreit. Prunk und Verschwendung, die allgewaltigen Expresser des letzten Sparpfennings der Wittwe, waren seinem Charakter so fremde als seinem Staatsplan (S. 142.). Mächtig, groß, im Staube verehrt zu seyn, war das Ziel von beyden und diese Größe selbst — so bedarf auch das Laster der Billigkeit! — ist weder zu erreichen noch zu erhalten, wenn nicht der Uebermüthige seinen Feind auf die Kräfte der Menge hinweisen kann, deren letzte Anspannung dem Bezweifler seiner Allmacht entgegen zu setzen, ihn nur einen Wink koste. Und wo wäre diese Schonung leichter gewesen als in dem Lande, welchem die eigene Art des Einsammelns und Ausgebens der Einkünfte um die Hälfte so viel kostete als die Forderungen der Schatzkammer. Die ganze Summe der Aufzagen betrug 80 Millionen £. (S. 162.). Mehr als die Hälfte davon (45 M.) ging

*) Partie II. Ch. IX. Sect. VII.

gieng für Renten ab, mit denen alle Zweige der Einkünfte durch ältere und neuere Voraussinnahmen und Vorausanweisungen sowohl als durch die laufende Besoldungen der vervielfältigten Aemter überlastet waren. — Für jährliche funfzig Millionen freyer Einkünfte nennt dagegen R. Quellen (S. 152.), die mit größerer Erleichterung des Volks eröffnet werden könnten, als die des jetzigen freyen Ertrags, welcher sich nur auf fünf und dreissig Millionen belief. In beyden Fällen ist die Salzabgabe allein mit 20 Millionen darunter, wenn gleich mehrere Provinzen davon eximiert waren; und Richelieu fühlte schon sehr, wie populär es seyn würde, jedermann sein Salz wie sein Korn, blos nach Bedürfniß, kaufen zu lassen.

Die Ausgaben hätten nach seinem Anschlag mit gewissen Einschränkungen auf 25 Millionen zurückgebracht und also selbst bey der herkömmlichen Einnahme zur Entlassung der Taille von ihren alten Bürden eine Ersparniß von 10 Millionen gemacht werden können. Aber mitten in dem Vorschlägen, der außerordentlichen Renten los zu werden, verwehrt R. an der Möglichkeit, bey seiner Nation 25 Jahre lang über einem Plane festzuhalten. Für Land- und Seemacht, die Garanten der öffentlichen Sicherheit, war in dem gemäßigtesten Calcul bey-

e

nahe

nabe die Hälfte (12 Millionen), für die Ausgaben des Hofes die Hälfte des Ueberrests gerechnet *).

Mit der Freude einer für wahre Größe empfänglichen Seele versichert R. am Ende seines Ersparungsplans, daß er hier nicht den Traum einer platonischen Republik entworfen habe (S. 177.). „Einen dauerhaften Frieden; und seine Vorschläge sollten mehr als eine testamentarische Willensmeinung werden.“ — Wie oft mag Er innere Vorwürfe über seine herrschsüchtige Kriege und über die geheimen Flammen, welche er dem auswärtigen Kriegsfeuer ränkevoll beyzumischen wußte, mit diesen Vorsätzen, im Frieden einst desto mehr gutes zu schaffen, eingeschlafert haben. Das Böse ward vollbracht, das Gute unterblieb; und traurend über diese immer minder erfüllte Ausgleichung deutet die niemals schlummernde Nemesis auf die Ruinen hin, in welche durch Richelieu's Staatsplan, weil in ihm immer das Böse gewiß, das gute nur zu gelegener Zeit zur Ausführung bestimmt war, Frankreichs Monarchie zusammengestürzt ist; sie, in welcher

*) Les depenses des Maisons du Roi, de la Reine et de Monsieur $3\frac{1}{2}$ Millions. Les ordinaires du Roi 50,000 L. Les parties inopinées et les voyages 2 Millions. Les Comptant du Roi 300,000 L. (p. 160.).

cher ein zum Unglück des Menschengeschlechts großer Geist das erste Beyspiel seiner ins System gebrachten Despotie — einen Coloss auf Füßen von Leimen — aufgestellt hatte.

Für den Frieden behielt sich Richelieu noch eine andere — Beschäftigung oder Unterhaltung? vor. Von nichts spricht er mit auffallenderem Wohlbehagen als von den überall verbreiteten u n t e r b r o c h e n e n *Negotiationen**), deren Erfindung seit dem fünften oder sechsten Jahre seiner Ministerschaft, er zu einer Epoche seines Lebens macht.

Und freylich — nichts war so ganz aus dem Geiste dieses Ränkevollen, als dieser pestartige Gährungsstoff, welchen er in alle Staatsorgane Europa's hineinzukünsteln wußte. Nur der Staat, welcher nicht scheinen darf, was er ist, kann es lieben, daß er jetzt die Vortheile seines Volks durch die erlauchten Schwäche des Nachbars erschleichen soll. Es ist eine zu einfache Wahrheit für den Dämon der Kabale, daß doch nur Verträge auf gemeinschaft-

*) „Negocier sans cesse, ouvertement ou secretement, en tous lieux, encore même que . . . le fruit, qu'on en peut attendre à l'avenir ne soit pas apparent, est chose tout a fait necessaire pour le Bien des Etats.“ *Partie II. Ch. VI, p. 33.*

schaftlichen Nutzen gebaut, ihre Dauer in sich haben. Sobald seine Eingebung nur einmal befolgt ist, wird sie unvermeidliches Uebel. Man darf über das erschlichene dem Getäuschten die Augen nicht klar werden lassen. Neues Erschleichen, neue Benutzung und selbst Vermehrung seiner Schwächen erscheint nun als Gebot der Selbsterhaltung. Und wäre es auch um ihre Unentbehrlichkeit zu erproben und die öde Zeitlere auszufüllen; die Negotiatoren müssen auf Mane zu Aenderungen sinnen, so gewiß als das Heil der Staaten auf beharrlicher Gleichförmigkeit des ihren innern Kräften angemessenen Gangs begründet werden müßte.

Rom war in Richelieu's Zeitalter noch das Centrum all solcher Staatsunterhandlungen, oder mit andern Worten, der Tempel der Intrigue, in welchem die Diplomatie, von den Vortheilen der Großen geleitet, das Schicksal der Völker zu Markt brachte. Wer auf der Wagschale der geistlichen Staatskügler und des sichtbaren Statthalters der Gottheit gewichtig erfunden wurde, war überall vollgültig. Die gute Mine zu Rom nennt R. das Symptom der guten Gesichtsfarbe, welche dem Arzt die Gesundheit der innern Theile bezeuge. Denn dort besitze man jene Schärfe des Ueberblicks, welche jeden der Höfe nur nach der Stärke schätze, die er durch die Ordnung und das Glück der Angelegen-

gen

genheiten seines Reichs sich wirklich zu geben wisse. Es ist die naivste aller Bemerkungen, welche hier von R. über die Quelle dieser romanistischen Staatsflugheit gemacht wird: „daß kein Mensch in der Welt mehr auf die Vernunft zu setzen Ursache habe, als die Päbste *) und dennoch niemand mehr auf die Macht halte.“ Nur um des Witzes willen konnte der Premierminister einen Augenblick ignoriren, daß nur die Macht der Probiertestein auch seiner Staatsvernunft sey.

Unter den übrigen Staaten, von denen jeder nach seinem Temperament zu behandeln sey, charakterisirt R. die Republiken seiner Zeit, oder richtiger: die Aristokratien, welche jenen Namen entweyhten, durch den bleyernen Gang. Ehe der Privatgewinn der Vornehmen gegen einander ausgeglichen war und daraus der Schluß reifte, was folglich — einzig um des allgemeinen Besten willen — geschehen müsse; bedurfte es dort allerdings der meisten und langsamsten Schlangenwindungen, gewiß also auch der häufigsten Anwendung von der schlauesten Regel des Staatskünstlers: daß „der schlaueste nie schlaun scheinen müsse!“

Wie

*) „Qu'il n'y ait personne au monde, qui doive faire tant d'état de la raison que les Papes.“ p. 55. Wenn Richelieu und wenn die Moralphilosophie von Vernunft spricht, so ist von Antipoden die Rede.

Wie dieser Wink, so der Geist des ganzen bis jetzt nach Richelieu's Vermächtniß entwickelten Systems. Wenn es die Goldprobe der Rechtsschaffenheit ist: wirklich zu seyn, was man zu scheinen wünschte! und wenn durch Erfüllung dieser einfachsten Vorschrift das Wohl der Einzelnen und des Ganzen auf einem ewigen Grundstein befestigt seyn würde, so concentriren sich Richelieu's Staatsmaximen in das Problem: blos zu scheinen, was man seyn sollte, um als das, was man ist, wo möglich nicht entdeckt zu werden. Ein Weiser des Alterthums sagte: „Gott hat den Menschen aufrichtig gemacht, aber sie — erfinden sich viel Künste!“
